10. Dezember 1935 | Beilage zum Posener Tageblatt | Nummer 284

In freier Stunde

Robinson kehrt heim

Ein Roman zwischen Gestern und Morgen von Hans Heyck

(4. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Auf der Brücke wird vom Steuermann der Kapitän abgelöst und schlingert in den kleinen Messeraum hinein, wo Folkert im engen Kreis der Freiwache hockt, Norwegisch lernt und den dicken Knasterqualm der Runde überqualmt. „Jevla forbanna!!“ krächzt er; das heißt verdammt, beim Satan! und ist als frommer Wunsch entschuldbar, wenn die tolle See einem immer wieder die Knochen aus den Gelenken staucht. — Der Kapitän baut sich breitbeinig vor seinem Deutschen auf, legt ihm die Pranke auf die Schulter und sagt: „Old man, you must be Fortune's favourite chap, ein gesegneter Glückspilz, wenn es uns will gelingen, to anchor at Gough!“ —

Doch siehe, am nächsten Morgen hat der Sturm etwas nachgelassen; die See freilich steht noch unvermindert hoch an. Tim auf seiner Bank ist vor Erschöpfung in Schlaf gefallen; Folkert aber fühlt in seinem Innern eine Spannung wachsen, wie er sie nie vorher im Leben empfunden hat: das Abenteuer bemächtigt sich seiner! — „Skudd 4“ nimmt jetzt Kurs genau nach Süden; er läuft mit verringerter Kraft, acht bis neun Knoten in der Stunde: damit pariert sich der Seegang am besten. Auch will der Kapitän nicht vor Anbruch des nächsten Tages in Sicht der Insel kommen. Der Kalender zeigt den 23. September, — Frühlingsanfang hier unten.

Und wie die letzten Tage, so vergeht auch dieser Tag mit Stampfen und Schaukeln, mit Schlingern und Rütteln; graublau schiebt sich die ewige See vorüber und vorüber. Auf und nieder schwingt sich der kreisende Horizont, — landlos, wärmelos, freudlos in seiner kalten Gleichgültigkeit. Doch der Sturm flaut nun weiter ab, und nachmittags lockert sich endlich die graue Wolkendecke: blauer Himmel, tröstlich und licht, kommt fetzenweise von Süden heraufgewandert. Und wie die Nacht hereingebrochen ist, tauchen Sterne in der Höhe auf, — Sterne, die der Schiffszimmermann von Langebüll zum erstenmal in seinem Leben erblickt. Sie funkeln auf und werden weggewischt; neue funkeln auf und bleiben: ihr Glanz strahlt fremdartige, milde Verheißungen rätselhaft hernieder.

In dieser Nacht schlafen Folkert und Tim so fest und gut wie seit mancher Nacht nicht mehr. Die Nähe ihres Ziels, anstatt sie zu erregen, bringt ihnen wohltätige Entspannung. Tim hat sich am Abend einige Fleischbrühe mit aufgeweichtem Zwieback einverleibt und hat die Kost bei sich behalten. Jetzt schnarcht er beinahe zufrieden.

Gegen Morgen träumt es unserm Folkert von einem heftigen Gewitter. Er sitzt in seiner Stube auf dem Kanapee, und draußen donnert es wie toll. Wenn es gerade mal nicht donnert, dann grummelt es. Plötzlich kommt Rasmussen draußen vorbei, fährt mir nichts, dir nichts mit der Faust durch die feine Fensterscheibe, langt mit seinem einzigen Arm quer durch die ganze Stube, — das sind ja bald vier Meter! — packt ihn an der Schulter, rüttelt ihn und kräht: Minsch, Folkert, du hest all wedder'n Breif ut Hamborg!!

Folkert fährt empor, reibt sich die Augen aus: da kniet Tim auf seiner Bank und schüttelt ihn doch weiß Gott an der Schulter! Und japst wie ein Fisch und kann nicht sprechen und weist mit seinem blanken Malerdaumen immerzu nach dem Bullauge hin —! Folkert blinzelt zu dem Lichtloch hinüber: weiße Schaumketten hüpfen draußen entlang, schneeweiß, ganz silbern glitzernd im Sonnenschein, in richtigem Sonnenschein. Und dabei donnert es immer weiter, dumpf und ungeheuerlich!

„Die I n s e l ! !“ stammelt Tim; „die Insel is da! Mensch, Mensch — wir haben's geschafft!!“ — und strahlt dabei über sein ganzes welkes Käsegesicht.

Folkert springt, angezogen wie er ist — wann hat er sich eigentlich das letztemal ausgezogen? — ans Backbord-Bullauge; aber er sieht nichts. Sieht nur hüpfendes, glasgrünes Wasser. Am Steuerbord-Bullauge das gleiche. Er starrt fragend auf den Käsekopf.

„Das kannst doch h ö r e n , Mensch!“ kräht Tim. „Das is doch die Brandung! Außerdem war Horndahl eben hier und hat's mir gesteckt!“

„Kannst das nich gleich sagen, du Gespenst!?“ ruft Folkert und klettert langbeinig an Deck, in den vollen Sonnenschein hinaus. Oben in der Tonne steckt Knudsen und brüllt ihm etwas auf den Kopf; er winkt hinauf, er entert die Kommandobrücke. Der Kapitän peilt grinsend mit dem breiten Daumen nach Süden voraus: wahrhaftigen Gottes, da steht Land! Gar nicht weit, steil aus dem Wasser heraus, mit eins, zwei, drei, vier hohen Gipfeln. Der ganz rechts ist der höchste, und überall da droben liegt Schnee; auf den Osthängen blitzt silbern die Morgensonne. Weiter unten sind Almhänge, graugrün, mit Felsnasen dazwischen; die Inselränder fallen erschreckend steil aus großer Höhe ins Meer hinunter. Hohe, spitze Klippen stehen wie Kirchtürme rechts und links neben der Insel im Meer, und die Brandung jagt wohl bald fünfzig Meter an den Felswänden hinauf, — oder sind es hundert

Meter? Sie donnert so ungeheuerlich, daß alle andern Geräusche daneben längst erloschen sind.

„Wir runden erst einmal das Island!" brüllt der Kapitän. „Wir haben plenty of time; es ist kein Gedanke, zu booten aus schon heute!" — Er hat eine Spezialkarte der Insel vor sich liegen; sie ist von der englischen „Quest"-Expedition im Jahre 1922 angefertigt worden: das Neueste und Letzte, was es von Gough gibt. Die Insel erstreckt sich in ihrer größten Ausdehnung von Nordwest nach Südost; des Kapitäns rissiger Daumen fährt auf der Karte, an der Nordspitze der Insel beginnend, ums Westkap und Südwestkap zur Südspitze hinunter, schwenkt dann nach Norden ein und macht vor der Mitte der Ostküste Halt, wo das Flußtal des Glen-Stroms sich in die See hinaus öffnet.

Folkert begreift, daß der Käpten den Kurs seines Daumens fahren will. Er holt seine eigene Inselkarte, die der gute Doktor Termühlen ihm mitgegeben hat, aus der sorglich eingeknöpften Brieftasche heraus und stellt fest, daß es eine Zwillingsschwester der Bordkarte ist. Oben am Glen-Strom ist bei ihm ein roter Kreis eingezeichnet: Wülfings mutmaßliche Siedlung. Er zeigt dem Kapitän den roten Kringel.

„I know it, old man!" brüllt der Kapitän.

In achtungsvollem Abstand stampft „Skud 4" erst an der West-, dann an der Südwestküste entlang; anderthalb Stunden guter Fahrt braucht er, bis er die Höhe der Südspitze erreicht hat. Uebermächtig in seiner Felsenwucht zeigt sich das gewaltige Eiland von dieser Seite, gegen die seit Hunderttausenden von Jahren die wildesten Seen dieser Weltkugel unablässig anprallen: Dreihundert Meter hoch steigt hier die schwarze Basaltwand senkrecht aus dem Meer, von schwersten Brechern gepeitscht; fünfzehn Kilometer lang zieht sich diese Riesenmauer fast fugenlos dahin! Sie setzt oben in einer scharfen Kante ab, und über ihr schwingt sich leuchtend grüner Almboden in flach gestuften Terrassen zu den überschneiten Gipfeln hinauf, die aus tausend Meter Höhe kühl herniederschweigen.

Gott's Dunner! denkt Folkert; das also ist die Außenmauer von Wülfings Reich: allen Respekt vor den beiden, die **das** beherrschen! — Alte Wikingerfreuden, alter Fahrtendrang meldet sich im Blut des Friesen, und mit dem prüfenden Blick der Landnehmer schaut er auf das gewaltige Stück Neuland. Er begreift jetzt erst, warum Harro Wülfing lieber auf dieser Felsenburg mit wenigen Menschen allein als in der verkrampften Heimat mit vielen Menschen zusammen hat leben wollen. Und schon wird er warm bei dem Gedanken, daß nur noch eine Reihe von Stunden ihn trennt von dem Wiedersehen mit einem Mann, der inzwischen ein König geworden sein muß!

Aufgeregt klettert Folkert zu Tim hinunter: der kniet vor dem Backbord-Bullauge und starrt auf die ragende schwarze Riesenmauer, daran der weiße Gischt empordonnert, während hier und da ein Wasserfall als silberner Schleierstreifen von oben niederstäubt. — „Gibt's denn so was??" ruft Tim ganz benommen; „hast du dir das so gedacht, Folkert? Was wird das bloß geben, wenn wir Wülfing nun wirklich wiedersehen??" — Er ist völlig verwandelt, unser blasser Freund Tim; er hat rote Backen vor Aufregung; er bekommt Hunger —! Das trotzige, warm übergrünte Felsenland da drüben macht ihm neuen Mut: kaum spürt er noch, daß das Schiff wie besessen dahintanzt!

Nach Süden zu wird die Insel flacher. Tief eingeschnitten öffnen sich zwei mächtige Schluchten: Sonnenlicht und Schatten geistern durch ihre schwarzen Schlünde über stürzende Bergbäche hin. — Wie ein flacher Steintisch springt die Südspitze ins Gewoge vor, und hinter ihr verläuft die Ostküste sanft geschwungen. Niedrige, tiefe Felsenhöhlen zeigen sich dicht überm Ufer; saftgrüne Hänge steigen vom Gestade auf und tragen dunkle Nadelbaumgruppen, die lebensfroh emporklimmen. Steile Felsklippen stehen auch hier vor der Küste; gleich regungslosen Büßern trotzen sie dem Anprall der Wellen.

Das Fangboot hat in weitem Bogen die Südspitze umrundet; jetzt kämpft es sich in die Leeseite der Insel hinein und dampft vorsichtig, mit halber Kraft, nach Norden hinauf. Wind und Seegang lassen hier merklich nach: doch dafür gibt es auf dieser Seite allerlei Untiefen und den zerrenden Soog. Vorn an der Kanone steht Horndahl mit der Lotleine.

Mittags gegen elf Uhr läuft das Schiff in die Quest-Bucht ein. Hier rücken die Felsen wieder hoch und steil ans Ufer heran; doch zwischen ihren schwarzgelb gestreiften Wänden öffnet sich eine tiefe, licht begrünte Schlucht, von flacheren Felshängen landeinwärts flankiert und an ihrem Talschluß, weit im Innern der Insel, von einem hohen Felszahn überragt, der an den „Zuckerhut" vor Rio de Janeiro gemahnt. Auf der Karte heißt er „der Apostel", — wohl so getauft von irgendeinem eifrigen Puritaner von Kapitän.

Hier mündet die Glen; hier ist der einzige natürliche Hafen der Insel: hier sind die beiden damals ausgebootet worden.

Mit langsamster Fahrt steuert der Kapitän die Flußmündung an; er hält senkrecht auf sie zu. Etwa eine halbe Seemeile vom Ufer entfernt läßt er in 14 Faden Tiefe Anker werfen: die beiden Kraller rasseln eilfertig ins grüne Wasser nieder, beißen an, rucken, geben nach, schleifen. Rucken zum zweitenmal: jetzt halten sie, und schon schwingt sich das Schiff herum, stellt das Heck gegen die Küste. Der Kapitän läßt die Maschine langsam gegen die einkommende See anlaufen, um die Anker zu entlasten; dann brennt er sich zufrieden eine neue Pfeife an.

Am Heck sammelt sich die Mannschaft. Auch Tim kommt ermuntert angekrochen und hält sich an Folkert fest. Wer ein Glas hat, bestreicht damit Küste und Hinterland gründlich und kritisch. Jähe Ausrufe, Gesten, gereckte Arme: jeder scheint etwas anderes entdeckt zu haben, und Folkert wird richtig ärgerlich darüber, daß diese Norweger sich wieder einmal ganz unverstehbar über eine Sache unterhalten, die sie doch gar nichts angeht. Hier hat **er** doch was zu sagen: er und Tim allein, nicht wahr?

Uebrigens stellt sich bald heraus, daß die neugierigen Burschen nichts Wesentliches entdeckt haben. Ein paar Seelöwen in der Flußmündung, ein Rudel Robben auf dem hellen Sandstreifen: was weiter? Jo, und eine Hütte stehe da auch über dem Strand —!

„Zwei Hütten müssen es sein!" sagt Folkert; „eine uralte Hütte aus der Robbenschlägerzeit, und eine neuere, die von der schottischen Expedition im April 1904 gebaut worden ist!" — In diesen Sachen ist unser Folkert doch Fachmann; da kann ihm keiner dreinreden. Studiert hat er die Insel hier, jawohl: aus Büchern studiert, und das nicht erst seit gestern —!

Beim Mittagessen erklärt der Kapitän, heute sei die Ausbootung noch nicht möglich: in den Berichten stünde, daß überall vor der Mündung grobe Felsen unter Wasser lägen; wenn nun das Boot auf eine solche Klippe geworfen werde, dann sei es beim Teufel, und die Inselladung obendrein! Aber morgen werde es wohl gehen, und heute nachmittag müsse man zunächst Signale geben und die seltsamen Heiligen aus ihrem Schlupfwinkel herauskitzeln!

(Fortsetzung folgt.)

Schattenspiele der Liebe

Erzählung von Lotte Krieser.

„Es ist seltsam mit der Liebe," sagte Georg und folgte Anna mit den Blicken. Lucie, der diese nicht gerade neuartige Bemerkung wohl galt, tippte die Asche von ihrer Zigarette.

„Guter alter Georgie," dachte sie und lehnte sich tiefer in dem Sessel zurück, „was für Gedanken, wenn man gerade fünfzig geworden ist, aber schließlich — vielleicht ganz natürlich, wenn man fünfzig ist." Sie blies nachdenkliche Rauchringe in die Luft.

Drüben begann die Hauskapelle jetzt einen Straußschen Walzer zu spielen. Die heiteren Klänge hüpften übermütig daher. Die gedämpfte Eleganz der Hotelhalle (grau mit zarten Andeutungen von Silber und großen Tuffs lavendelfarbiger Cinerarien) schien auf einmal weniger betont, von einer unbeschwerteren Atmosphäre schien der Raum ...

Georg gab seinem Stuhl eine leichte Drehung — ja, das war es wohl, was ihm immer gefehlt hatte: ein bißchen Leichtigkeit im Blut — zu schwer, zu gebunden. Was die Geige jetzt so unbekümmert herausjubelte, das war Leben, war Lust am Dasein...

Seine Blicke wanderten hinüber zu Anna, die in der Nähe der Eingangstür noch immer mit ihren Bekannten sprach. Aus der matten Seide ihres Kleides hob sich der weiße, schon ein wenig schwere Nacken, die starken dunklen Flechten waren der herrschenden Mode entgegen zu einem Knoten geschlungen — der ganze große, ein wenig zu voll gewordene Körper atmete erdhafte Wirklichkeit — Erfülltsein.

Mit Marie-Rose war alles anders gewesen. Alles, was sein Leben einmal an Romantik enthalten hatte, kam von ihr. „Morgenfrau" hatte er sie genannt. So war sie gewesen — wie — wie vom anderen Ufer. Es gab kein Bild von ihr, sie hatte sich stets dagegen gewehrt, gemalt oder photographiert zu werden — nur eines als ganz kleines Mädchen im weißen Kleid mit unendlich großem Spitzenkragen und im Arm fest an sich gedrückt ein kleines Lämmchen.

Kleine Marie-Rose! Schon fünfzehn Jahre tot — nein, er konnte keinen starken Schmerz mehr empfinden, wenn er daran dachte. Die Verzweiflung der ersten Jahre war gestorben — aufgelöst, wie ihr süßer Körper der Auflösung verfiel. Und auch in seinem Hause — oh, Anna war zartfühlend, ohne Not wurde nichts geändert — aber Annas Atmosphäre durchdrang alles, lauwarm, auslöschend. Marie-Rose war ein blasser, kleiner Geist hinter den Dingen, zart wie ein Hauch, der manchmal noch an ihm vorüberstrich, aber durch nichts mehr zu halten und zu erwärmen gewesen wäre — Marie-Rose war tot.

Ja, und auch jetzt, da er hier saß und an sie dachte, selbst jetzt schien ihr Bild zu vergehen, wandelte Züge und Ausdruck — und nun war es Magrit, Magrit, wie er sie zum letzten Male gesehen hatte...

Lucie war es, die Magrit zu ihm gebracht hatte. Wie lange war nun auch das schon wieder her! Er begann damals aus seiner tiefsten Verzweiflung aufzutauchen. Sein Leben gehörte in jener Zeit nur seinen Kindern. Manchmal überfiel ihn mitten in seinen Arbeitsstunden die Angst, die er seit Marie-Roses Sterbenacht im Blute hatte. Dann konnte es vorkommen, daß er aus seinen wichtigsten Versprechungen einfach nach Hause fuhr. Wurde er einmals abends zurückgehalten oder war er in einer anderen Stadt, so wußte die Kinderfrau, daß sie pünktlich um sieben Uhr seinen Anruf zu erwarten hatte. Georg verhehlte sich nicht, daß er anfing, sich ein wenig lächerlich zu machen...

In diese Zeit kam Magrit. Wie genau er sich noch an jenen Nachmittag erinnerte! Er kehrte mit den Kindern heim. Sie waren voller Uebermut. Rosemarie schnupperte mit ihrer kleinen Nase immer wieder in der Luft und behauptete, es röche nach „Frühling" — ein Wort, das sie mit genießerischer Zärtlichkeit so lang zog, als sei es einer der russischen Sahnekaramellen, die Georg ihr stets zu ihrem Geburtstag mitbringen mußte. Wolf, der die kleinere Schwester sonst in all ihrem Tun bewunderte, war heute, wahrscheinlich auch unter dem Einfluß des Frühlings, in streitbarer Laune, er behauptete, es hieße nicht „Fü—ühling", sondern knapp und gleichsam männlich betont „Frühling". Georg sollte gerade in dem ausbrechenden Streit als Richter angerufen werden, da fuhr ein Auto dicht an den Bordstein heran — hielt — und Lucie winkte ihnen, einzusteigen. Im Wagen saß Magrit... und dann war es das erste Mal nach Marie-Roses Tod, daß die Kinder eine Stunde zu spät ins Bett kamen.

Dann wurde es wirklich Frühling und Ostern. Und zum ersten Male seit Marie-Roses Tod zog Georg wieder mit Gästen hinauf in das Jagdhaus. Seine Base Anna kam mit und übernahm Hausfrauenpflichten.

Das Haus feierte eine fröhliche Auferstehung. Auf den Wiesen blühten die Mehlprimeln und Schusternägel — auf den Feldern die wilden Narzissen, und Magrit war wie der Frühling, hatte Augen wie ein Sturmhimmel, und ihre Haare rochen wie die jungen Wälder.

Die Kinder hingen an ihr. Sie ging mit ihnen auf die Wiese zum Blumenpflücken — aber sie brachten die Beute nie bis nach Hause. Unterwegs wurde sie ihnen welk, und sie ließen sie in den Bächen davonschwimmen. „Wir haben zu heißes Blut — die Blumen sterben bei uns," sagte Magrit lachend, und die Kinder wiederholten es begeistert.

Am Nachmittag des zweiten Tages fand Georg Magrit auf dem Boden, wie sie, in ein weißes Bettuch gehüllt, den Kindern eine Gespenstergeschichte erzählte. Alle drei waren heiß und glühend und Magrits Haare waren eine honigfarbene Wirrnis. Georg spürte noch sein Herz schlagen, wenn er daran dachte.

Aber am Abend schrien die Kinder und wollten nicht ins Bett aus Angst vor dem Klabautermann und dem Pferd ohne Kopf...

Magrit überließ es Anna, sie zu beruhigen, und spielte in der Halle mit Lucie und Herbert Bridge.

Am nächsten Morgen saßen sie beim Tee Die Kinder hatten schon gefrühstückt und kamen nun von draußen herein. Jedes lehnte hinter dem Stuhl des Erwachsenen, dem im Augenblick seine größte Liebe galt — Rosemarie bei Magrit, Wolf bei Herbert, den er als einen Seemann und Weltumsegler verehrte.

Plötzlich fühlte Herbert etwas in seine Hand gleiten. Es war Wolfs kleines Fernrohr, das er über alles liebte. „Ich schenke es Dir," sagte er stolz.

Alles war begeistert, nur Georg und Anna beobachteten stumm. Georg kannte seinen Sohn. Er sah, wie auf dem strahlenden Gesichtchen die Sonne der Schenkfreude jählings untersank — der Mund verzog sich kläglich, die Augen verloren ihren Glanz — der ganze kleine Kerl war ein schütterndes Weinen.

„O, o, was ist?" — „Was fehlt Dir, Wolf?" — „Hallo, was gibt's, kleiner Mann?" Und zwischen Tränen nud Schluchzen klägliches Stammeln: „Das — das — o, mein Fernrohr —!" Und Magrits klingende Stimme: „Herbert, schnell, gib es ihm zurück! O wie süß!"

In dem kleinen Tumult war Anna neben Georg getreten, und er hörte ihre leise und sehr bestimmte Stimme: „Georg, glaubst Du nicht, daß es besser für ihn ist, wenn er es nicht zurückbekommt?"

Da hatte er plötzlich gewußt: als sei ein Vorhang gefallen, als erkenne er in der Szene, die gespielt wurde, sich selbst — Zuschauer und Spieler in einer Person —: Magrit, sie war anbetungswürdig, sie war die Erfüllung, nach der sein Blut verlangte — sie würde die Kinder verwöhnen, sie necken, sie belügen, je nach ihrer Laune — — Anna, er hatte sie stets gesehen, wie ein Mann eine Herberge sieht, in die er nicht einzutreten gedenkt.

In dieser einen Minute einer unirdischen Wachheit war alles entschieden, obgleich er nachher noch Monate brauchte, ehe er sie fragen konnte, ob sie seine Frau werden wollte. Was er wirklich meinte, war: ob sie seinen Kindern eine Mutter sein wollte. Und sie wußte es. — —

Sie war seinen Kindern eine Mutter gewesen. Nun hatte Rosemarie sich verheiratet und Wolf die Universität bezogen. Der Vater verspürte Stolz auf sie beid.. Aber war es nicht die Substanz in ihnen? War er nicht damals kleinlich gewesen in seiner Angst — ohne Vertrauen? Wie würden sie sich entwickelt haben, wenn — —?

Seltsam war das Leben — wenn man dachte, man habe es gefaßt und halte es fest in sicheren Händen, so glitt es einem davon wie das Meer zur Ebbezeit, und wo Wasser gewesen, blieb nur noch Sand und ein wenig Tang und schillernde Quallen...

Sein Blick ging wieder zu Anna hinüber, und als habe sie ihn gespürt, wandte sie sich jetzt um und lächelte ihm zu. Fast in demselben Augenblick hörte die Musik auf. Eine schillernde Kadenz tanzte noch einmal mit den Sonnenstäubchen durch die Luft, dann verflog auch sie. Nun war es wieder dieselbe ein wenig feierliche Hotelhalle (grau mit zarten Andeutungen von Silber und großen Tuffs lavendelfarbiger Cinerarien), wie man sie all diese Tage schon gekannt und gewiß nicht als einen Platz für solche Träumereien erachtet hatte. Und wie Anna sich nun von ihren Bekannten verabschiedete und mit schönen gleichmäßigen Schritten zu ihnen herüberkam, sah Georg ihr mit beruhigtem Lächeln entgegen. Dies hier war Wirklichkeit — seine Wirklichkeit.

Plötzlich richtete sich Lucie, die bis jetzt vor sich hingedämmert zu haben schien, auf und zerdrückte mit einer ihrer kleinen Bewegungen den Rest ihrer Zigarette in dem Aschenbecher, und als sei zwischen Georgs letzter Bemerkung an sie und dem Jetzt nur ein Augenblick verstrichen, warf sie ihm jetzt die Antwort zurück: „Es ist seltsam mit der Liebe, Georgie, und das Seltsamste — man wird nie fertig damit."

Der Sport des Herrn Krähschütz

Heitere Skizze von Peter Scher.

Herr Krähschütz lud mich ohne Umschweife zu einer kleinen Privatveranstaltung, wie er sich ausdrückte, in seine Wohnung ein.

„Sie werden eine Ueberraschung erleben!" wisperte er mir ins Ohr. Seine Aeuglein blinzelten dabei verschmitzt auf die Hängebacken nieder.

Als ich am vorgeschriebenen Abend bei Krähschütz eintraf, war schon eine kleine Gesellschaft versammelt, die nur auf mich gewartet zu haben schien, um sogleich in muntere Geselligkeit auszubrechen.

Ich wurde mit einem Schauspieler vom Stadttheater bekannt, einem Komiker, dessen Gesicht vor Lebensfreude strotzte, wovon auch sein nie rastender Mund Zeugnis ablegte. Er war dermaßen mit dem Zündstoff Vergnüglichkeit geladen, daß er nie abwarten konnte, bis eine heitere Bemerkung zu Ende getan war. Stets platzte der Ausbruch seiner Freude mitten hinein.

Außerdem waren noch einige Leute da, die teils malten, teils musizierten, was mich einigermaßen verwunderte; denn ich war ja über das sonderbare Geheimnis des Herrn Krähschütz noch nicht unterrichtet. Aber greifen wir dem Gang der Ereignisse nicht vor.

Es wurde nun tüchtig gegessen und getrunken. Frau Krähschütz, die Regina hieß, schien als Hausfrau Vorzüge zu besitzen. Die kleine Gesellschaft kam in gute Stimmung. Man erzählte Anekdoten; man tratsche und klatschte ein bißchen über Kunst und Theater. Der Komiker vom Stadttheater lachte, daß die Teller im Büfett klirrten. Die Zeit verstrich, es schlug zwölf, und ich dachte schon an baldigen Aufbruch — als mir das sonderbare Wesen des Ehepaares Krähschütz auffiel.

Des Hausherrn hatte sich eine mir unerklärliche Unruhe bemächtigt. Er stand auf, setzte sich wieder hin, trommelte auf den Tisch, stand wieder auf und schien mit einem Entschluß zu ringen. Frau Regina behielt ihn mit angstvollem Blick im Auge. Wiederholt bemerkte ich, daß sie ihn mit finsteren und beschwörenden Mienen zu bezwingen suchte. Aber stets wich er aus, und schließlich erhob er sich — wie ein Mann, der zu einer Tat entschlossen ist. Er ging zur Tür, drehte den Schlüssel zweimal herum, steckte ihn in die Hosentasche und kehrte der Gesellschaft das Gesicht eines Mannes zu, der bereit ist, eher zu sterben als von einem endgültig gefaßten Vorhaben abzustehen.

„O du Grundgütiger — er will lesen!" hörte ich Frau Krähschütz sagen. Sie stand mit an den Kopf gepreßten Händen da und schien den Himmel zum Zeugen aufzurufen, daß sie an dem Kommenden unschuldig sei.

Auch der Gäste hatte sich eine merkwürdige Unruhe bemächtigt. Der Komiker war mit einem scheuen Seitenblick nach dem entschlossenen Hausherrn in ein finsteres Schweigen versunken.

Was ging hier vor?!

Ich sollte nicht lange im unklaren bleiben.

Der Hausherr griff in seine Rocktasche, zog ein dickes Papierbündel hervor und begann wie folgt: „Meine lieben und verehrten Gäste! Ich hoffe, daß Sie es nicht unbillig finden werden, wenn ich Ihnen nun einige meiner neuesten Sonette vorlese."

Das also war es! Herr Krähschütz dichtete — noch dazu Sonette. Wohlan denn: da es kein Entrinnen gab — denn der Schlüssel steckte unerreichbar in seiner Hosentasche —, beug'en wir alle in Demut unsere Häupter.

Er begann mit einem Sonettenkranz von achtzehn Einzel-Sonetten. Palmen und hohe Gefühle rauschten erhaben durcheinander.

Der Schauspieler hatte, als Herr Krähschütz mit der Vorlesung begann, einmal kurz und gellend aufgelacht. Die Hoffnung, sein bewährtes Unterhaltungstalent in den Vordergrund zu rücken, war für diesen Abend offenbar dahin. Kleinlaut und störrisch zog er sich ganz in sich zurück und haderte mit seinem Schicksal. Auch die anderen Gäste saßen in dumpfer Verzweiflung da. Alle sahen krampfhaft aneinander vorbei.

Nur die Hausfrau regte sich. Sie klopfte, während das zu Kopfe steigende Blut ihr Gesicht dunkler und immer dunkler färbte, mit der geballten rechten Hand unausgesetzt in die offene linke, und ihr Blicke waren von der Art, daß ich meinte, sie aus dem Rücken des unglücklichen Vortragenden wieder herausschießen zu sehen.

Herr Krähschütz aber, nun völlig im Banne seines Sports, schmetterte unbekümmert ein Sonett nach dem anderen herunter, bis er den Abschluß erreicht hatte, worauf er uns mit einem kindlich strahlenden Gesicht der Reihe nach erwartungsvoll ansah.

Wir klatschten natürlich wie närrisch in die Hände — schon weil wir hofften, nun erlöst zu sein. Trügerische Hoffnung! Vom Sturm unseres Beifalls in einen wahren Taumel versetzt, griff der Hausherr nunmehr, als sei dies eine ganz gewöhnliche Uebung, unter einen Diwan und zog ein ansehnliches Paket hervor, das er mit flinken Fingern öffnete. Und — o Graus! —: es enthielt eine neuerliche Wucht von schätzungsweise dreihundert Sonetten.

Ein Aechzen ging durch den Raum.

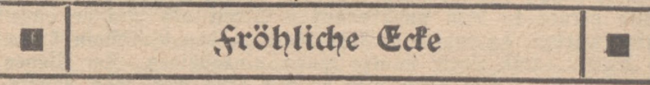
Die Hausfrau suchte zwar in letzter Minute einzuschreiten, indem sie mit einem gellenden Schrei einen Ohnmachtsanfall vortäuschte — aber vergeblich. Krähschütz war schon wieder mittendrin, und die Sonetten rauschten auf die gebeugte und der letzten Energie beraubte Gesellschaft nieder wie ein Platzregen auf eine Schafherde.

Da geschah ein Vorgang, der über alle Begriffe ging. Frau Regina, in der ein Widerstand gegen den hemmungslosen Sonettensport ihres sonst so geschäftstüchtigen Mannes schon lange gegärt haben mochte, sprang plötzlich empor, riß Schränke auf, denen sie Pakete entnahm, griff unter Möbelstücke, die wackelig standen, weil der Raum unter ihnen von Manuskripten trächtig war. Und alle diese Unmengen bedichteten Papiers schleuderte die zum Aeußersten getriebene Gattin dem vor Schreck nun endlich doch verstummten Autor unter Zetergeschrei vor die Füße.

Es war ein befremdlicher und allen zu Herzen gehender Vorgang. Aber er brachte dennoch die Erlösung. Ein köstliches Schweigen, das allen Sinnen überaus wohl tat, senkte sich hernieder. Die verstörten Gemüter beruhigten sich allmählich. Frau Regina, die sich sowohl entspannt als auch leicht schuldbewußt fühlen mochte, brachte Kuchen und neue Getränke herbei. Der Komiker sah eine schon verloren gegebene Möglichkeit, den Abend dennoch beherrschend zu verschönen; und um die Harmonie des Ausklangs vollzumachen, nahm jeder Besucher beim Abschied wohlgemut ein Päckchen Sonette unter den Arm.

Die arglistige Zusicherung, daß wir die köstlichen Dichtungen zu Hause in Ruhe genießen wollten, verklärte das Gesicht des Krähschütz.

Als wir im Gefühl glücklicher Geborgenheit noch einmal vorsichtig zurückblickten, sahen wir das Ehepaar in zärtlicher Gemeinschaft vom erleuchteten Fenster aus uns fröhlich nachwinken.



Fröhliche Ecke

„Minna, das Treppengeländer ist immer staubig. Nebenan bei Fischer ist's stets blitzsauber!"

„Ja, die haben aber auch vier Jungens!"

*

Im Buchladen.

„Ich hätte gern Goethes Hermann und Dorothea, Schillers Jungfrau von Orleans, und dann noch irgendwas zum Lesen."